

ERNST OSTERKAMP

Das Ich des Philologen

Einige persönliche Bemerkungen

Ich weiß nicht, wann es mir gelungen ist, zum ersten Mal das Personalpronomen »ich« in eine meiner über ein Vierteljahrhundert hinweg in der ›Frankfurter Allgemeinen Zeitung‹ erschienenen Rezensionen zu schmuggeln. Dies galt in der Literaturredaktion als verpönt; das kritische Urteil hatte sich mit objektiven Gründen zu beglaubigen und sich nicht auf den subjektiven Geschmack zu stützen, was es natürlich dennoch dauernd tat. Warum wollte ich dann unbedingt »ich« sagen? Vermutlich hat Eitelkeit dabei eine nicht geringe Rolle gespielt; ich wollte einfach die Anerkennung der Tatsache erzwingen, dass die Leser dem in einer Besprechung formulierten Urteil nur deshalb vertrauen, weil es von einem bestimmten Autor, einem Ich, meinem Ich also, gefällt worden ist. Das entspricht im übrigen unser aller Lektüreerfahrung: Viele Leser widmen ihre Aufmerksamkeit den Besprechungen bestimmter Kritiker unabhängig davon, welche Bücher sie besprechen, und verschmähen die Rezensionen anderer Kritiker, auch wenn sie besonders wichtige Bücher beurteilen mögen. Das hängt mit einem Personalstil in Argumentation, Darstellung und Geschmacksurteil zusammen, der in einer schwer auflösbaren Spannung zum Objektivitätsanspruch des kritischen Urteils steht. Pointiert gesagt: Jede Zeile der Kritik sagt laut und deutlich »ich«, auch und gerade wenn sie das Wort selbst scheut. Irgendwann gesteht jeder Kritiker sich ein, dass der Objektivitätsanspruch seines Textes beglaubigt wird durch die von Theorie und Erfahrung geschulte Subjektivität seines argumentativen und darstellerischen Zugriffs, und das ist ihm auch ganz recht so, denn er möchte ja, dass der Leser ein großes Ich hinter dem Text spürt, dem er sich anvertrauen kann. Daraus resultiert eine bemerkenswerte Paradoxie: Vermutlich sind Kritiken, die explizit »ich« sagen, transparent auf ein besonders schwaches Rezensenten-Ich. Ich habe es mir deshalb auch rasch wieder abgewöhnt, als Kritiker »ich« zu sagen. Aufgegeben habe ich damit mein Ich keineswegs; ich habe seine Durchschlagskraft vielmehr

dadurch zu steigern gesucht, dass ich es ganz in Argumentationsstil und Darstellungsweise meiner Texte übertrug.

Das lässt sich generalisieren: Texte, die explizit »ich« sagen, müssen in Gehalt und kritischem Urteil keineswegs subjektiver sein als Texte, in denen dies Personalpronomen fehlt, und umgekehrt, das Fehlen des Ich ist alles andere als ein Objektivitätsgarant. Als ich mich vor kurzem mit Lothar Müller über Fragen der journalistischen Darstellung unterhielt, sagte er mir, niemand werde ihn jemals davon überzeugen, dass Berichte und Reportagen, in denen es kein Ich gebe, deshalb einen höheren Objektivitätsgrad beanspruchen dürften als solche, in denen sich explizit ein Ich zur Geltung bringt. Die Abwesenheit des Ich im Text ist also primär eine rhetorische Objektivitätssuggestion. Und ist dies nicht auch in der Philologie der Fall? Ist also die Scheu des Philologen vor dem Ich nicht primär ein rhetorisches Mittel zur Behauptung und Beglaubigung wissenschaftlicher Objektivität? Diese Frage gewinnt in meinem Fall an Aktualität durch die Beobachtung, dass ich mit zunehmendem Alter dem Ich in meinen wissenschaftlichen Texten deutlich größeren Raum gewähre, als ich dies in früheren Jahren getan habe. Das hängt natürlich auch damit zusammen, dass ich mir, ob ich dies will oder nicht, selbst historisch werde und damit der Anteil der retrospektiven Texte am eigenen Schaffen wächst; man hat schließlich mittlerweile einiges zu erzählen und darf biographische Miszellen, Laudationes auf Freunde und vor allem Nachrufe verfassen. Bedeutet dies auf der anderen Seite, dass komplementär dazu die eigenen Ansprüche auf wissenschaftliche Objektivität geringer werden? Ich glaube das schon deshalb nicht, weil mir meine frühen Arbeiten, in denen ich das Personalpronomen »ich« konsequent vermieden habe, heute besonders subjektivitätsbelastet, um nicht zu sagen: subjektivitätsgefährdet erscheinen. Es gibt, mit anderen Worten, in der Philologie sehr viele Möglichkeiten, ich zu sagen, und vermutlich ist die Verwendung des Personalpronomens »ich« davon die harmloseste, weil expliziteste.

Unser Freund Hendrik Birus hat mir als Verfasser und Herausgeber ›Gesammelter Schriften‹, die das Ich des Autors auf dem Umschlag mit der Monumentalität einer antiken Portalinschrift zur Geltung bringen, in den letzten Jahren die Möglichkeit gegeben, 2400 Seiten Hendrik Birus zu lesen und mir dabei Gedanken darüber zu machen, was den Personalstil dieses Philologen charakterisiert. Dass der Stil der Mensch ist, kann man ohne Zweifel auch an seinem Werk beobachten. So wenig

er dazu neigt, sein Real-Ich zu verbergen, so auffällig ist doch, dass er sein philologisches Ich klein zu halten versucht. Er sagt nicht gerne »ich« in seinen Schriften, und ich bewerte dies als Ausdruck eines hoch entwickelten philologischen Objektivitätsverlangens und Bemühens um intersubjektive Überprüfbarkeit seiner Ergebnisse, wie man dies von einem literaturtheoretisch eminent geschulten Gelehrten und zumal von einem Editionsphilologen auch nicht anders erwarten darf. Umso interessanter ist die Frage, wo und auf welche Weise er dennoch »ich« sagt, denn wo ein großer Philologe ist, da ist auch ein großes Ich; schließlich hatte ich auf jeder der 2400 Seiten das Gefühl, den Philologen Hendrik Birus zu lesen und nicht irgendeinen Allerweltsgermanisten, dessen Konturen in einer grauen Diskurssuppe verschwimmen.

Für seinen Willen, als Person ganz hinter den Gegenstand seiner Forschungsinteressen zurückzutreten, gibt es ein untrügliches Zeichen: seine ich-lose Kunst des extensiven Zitats. Birus zitiert oft und ausführlich; manche seiner Zitate ziehen sich sogar über mehrere Seiten hinweg. Sie sind zwar sorgsam im Zusammenhang seiner Fragestellung kontextualisiert, aber in der Regel traut er ihnen zu, für sich selbst sprechen zu können, und weil dies so ist, verspürt er nicht das Bedürfnis, sich als indiskretes Deutungsmedium zwischen das Zitierte und den Leser zu schieben. Birus' Kunst des Zitierens ist also ein Triumph der philologischen Diskretion; er erspart es dem Leser, ihn mit seinem Ich zu belästigen, weil er mit Recht auf die argumentative Kraft des Zitats vertraut. Ist das Ich deshalb vollständig abwesend in seinem Text? Natürlich nicht, der sensible Leser spürt es am Werk in der Auswahl der Zitate und mehr noch in Birus' Freude an den von ihm ausgewählten Zitaten. Es ist merkwürdig: Wenn ich Hendrik Birus lese, habe ich immer den Eindruck, dass er sich über seine Zitate freut: über ihre Sprachgewalt, ihre argumentative Kraft, ihre Schönheit, ihre Formsicherheit, vor allem aber auch über die Klugheit, mit der sie seine Thesen belegen. Das heißt dann freilich auch: Indem er sich über seine Zitate freut, freut er sich zugleich über sich selbst, über die Sorgfalt seiner Auswahl und die Sensibilität seines ästhetischen Urteils. Gut so, den Leser freut dies ebenfalls.

Die wahre Kunst des philologischen Zitats verweist eben nicht nur auf den Willen des Ich, hinter den untersuchten Autor zurückzutreten, sondern zugleich auf den Hoheitsanspruch des Ich auf das Zitierte. Wie raffiniert man dabei vorgehen kann, lässt sich exemplarisch anhand des

Schlussatzes von Birus' 1995 erschienenem Aufsatz ›Goethes Idee der Weltliteratur‹ studieren: »›Mehr sag ich nicht‹, schließt Goethe, ›denn das ist ein weit auszuführendes Capitel.« Da durchdringen sich die höchste Objektivität der Aussage in Gestalt des Zitats und die ironische Subjektivität des Autors Birus, der seinen Aufsatz irgendwie zu einem Abschluss bringen muss, auf untrennbare Weise, und auch wenn das Ich des Zitats eindeutig dasjenige Goethes ist, so ist es doch zugleich dasjenige des Ironikers Birus, der eigentlich nichts anderes sagen will als: Schluss jetzt! Es bedarf bei großen Themen der Kraft des argumentierenden Ich, um ein Ende zu setzen, und so kann es geschehen, dass Birus in dem großen Aufsatz ›Die Aufgaben der Interpretation – nach Schleiermacher‹ zwar durchgängig das Ich des Interpretierenden vermeidet und allenfalls einmal von »meinen Überlegungen« spricht, im Schlussatz aber dem notwendigen Dezisionismus des Ein-Ende-Setzens dadurch Ausdruck verleiht, dass er sein starkes Ich zur Geltung bringt. Er zitiert dort eine These Gadammers zu Schleiermacher, um daran den lapidaren Satz anzuschließen: »dafür sehe ich in Schleiermachers Manuskripten und Vorlesungsnachschriften zur Hermeneutik keinen Anhaltspunkt«. So erreicht die Abhandlung mit einem unwirschen »Nun ist es aber auch gut, Gadamer!« ihren Schlusspunkt. Das Ich des Philologen ist eben die befugteste Finalisierungsinstanz; diese Aufgabe kann ihm niemand abnehmen. Deshalb kann Birus an das Ende eines Nietzsche-Aufsatzes im Anschluss an Ausführungen zu Nietzsches letztem Brief das Zitat »The rest is silence.« setzen, in dem das Schweigen des Philosophen in das rhetorische Schweigen des Philologen umschlägt.

Das sind freilich seltene Ausnahmen. In aller Regel sucht Hendrik Birus das erkennende Subjekt zu anonymisieren und die Indiskretion des Personal- oder Possessivpronomens zu vermeiden, was nicht nur auf den wissenschaftlichen Objektivitätsanspruch seiner Argumentation verweist, sondern auch auf die Höflichkeit des Argumentierenden, der den Leser unmittelbar in den Erkenntnisprozess einbeziehen und deshalb durch die Vermeidung des Ich ein unausgesprochenes Wir aus Autor und Leser konstituieren möchte. Der pluralis majestatis ist Birus deshalb auch völlig fremd. Wenn er dennoch, selten genug, ein Wir in seinen Text einfließen lässt, dann bezeichnet dies immer die rhetorische Einheit von Autor und Leser, die Höflichkeit also des Philologen-Ichs, das an die Seite des Leser-Ichs tritt und es so unmittelbar wie möglich

am Erkenntnisprozess teilhaben lassen möchte: »Womit wir über die Benutzung des Lexikons [...] unversehens wieder vergleichsweise beim Reisen, und zwar im Orient, angekommen sind.« »Springen wir aber ein letztes Mal zwei Jahrzehnte zurück.« »Doch kehren wir von solchen trivialen Niederungen zurück zu Heinrich Heine.« Warum nicht, wird jeder von diesem dominanten Ich so höflich bei der Hand genommene Leser sagen.

Jenseits davon favorisiert Hendrik Birus' Ich-Abstinenz das neutralisierende und anonymisierende »man« zur Camouflage seines forschenden und findenden Ich, das als affektive Instanz hinter aller philologischen Neugier und als theoretisch steuernde Instanz hinter aller philologischen Erkenntnis steht; sie nennt sich »man« und ist doch »ich«: »Vergleicht man«, »Sucht man«, »Fragt man«, »Verfolgt man«, »Nimmt man«, »Kann man«. Das alles sind Generalisierungsformeln für ein fragendes und suchendes und antwortendes Ich, das sich aus dem Prozess der philologischen Erkenntnis allem Bemühen um die Objektivität der wissenschaftlichen Ergebnisse zum Trotz nun einmal nicht ausschließen lässt, weil es jenes energetische Zentrum bezeichnet, aus dem die Fragen generierende Neugier, die erotischen Antriebsenergien des Textbegehrens, die spezifische Sensibilität für ästhetische Nuancen, die kreativen Schreibstrategien bei der Formulierung der Ergebnisse erwachsen. Das Man und das Wir sind, dem Gott der Philologen sei Dank, Masken des Ich, und wenn er dessen erst einmal inne geworden ist, wird der Leser dem Ich des Hendrik Birus in seinem Vollgewicht auf jeder seiner 2400 Seiten begegnen, denn sein Stil gewordenes Objektivitätsverlangen ist ja ebenso Ausdruck dieses besonderen Ich und seiner singulären Erkenntnispotentiale wie die Vielzahl der Fußnoten, die mit der Formel »Vgl. hierzu Hendrik Birus« oder mit deren frivoler Variante »Vgl. hierzu meinen Aufsatz« beginnen. Und wenn ein Goethe-Vortrag mit dem entzückenden Satz »Jeder Kenner ist entzückt von Manets späten Ölskizzen einer einzelnen Spargelstange« einsetzt, dann wird wohl kein Leser zweifeln, von welchem bescheiden sich in die Schar der Kenner einreihenden Kenner-Ich hier die Rede geht.

Wenn ich es recht sehe, hat Hendrik Birus sich erst spät dazu durchgerungen, sich zu dem Ursprung seiner staunenswert reichen Produktivität in seinem Ich zu bekennen, also in seinen Schriften mutig »ich« zu sagen. Das ist für einen Philologen aus einem doppelten Grund keines-

wegs einfach, denn einmal muss er darum fürchten, des Subjektivismus in der wissenschaftlichen Aussage geziehen zu werden, und zum anderen darf er fest damit rechnen, den Vorwurf der Eitelkeit auf sich zu ziehen – als ob nie von sich zu sprechen nicht auch eine spezifische Form von Hochmut wäre. Man muss sich also – und damit kehre ich zum Ausgangspunkt meiner Beobachtungen zurück – selbst schon historisch geworden sein, um im Zusammenhang seiner wissenschaftlichen Arbeiten leichteren Herzens »ich« sagen zu können, also ein Alter erreicht haben, in dem man auf manches Geleistete zurückblicken kann, das hinreichend gegen den Vorwurf der Eitelkeit immunisiert. »Gestatten Sie, dass ich mit einer ganz persönlichen Erinnerung beginne«, so eröffnete Birus im Jahre 2016 einen Vortrag zur Übersetzbarkeit literarischer Namen. Ja, wer hat denn hier etwas zu gestatten? Die Hörer sollen doch froh sein – und sie sind es in der Regel auch –, wenn wissenschaftliche Einsichten durch eine Lebenssumme produktiver Erkenntnis und durch die Kraft einer Persönlichkeit, in der sich Wissenschaft als Lebensform habitualisiert hat, beglaubigt wird, womit das Ich zu einer spezifischen, unersetzlichen Erkenntnisquelle wird. Vortragseröffnungen wie »Als ich vor zwanzig Jahren in den Herausgeberkreis der ›Frankfurter Goethe-Ausgabe‹ eintrat, schlug ich vor« flößen mir deshalb großes Vertrauen ein, denn ich darf sicher sein, mit einer durch eine große wissenschaftliche Leistung fundierten Summe von individuellen Einsichten konfrontiert zu werden, deren objektiven Gehalt der subjektive Ausgangspunkt keineswegs schmälert, ihn vielmehr steigert. Hendrik Birus nützt die späte Lizenz zum Ich, die er sich selbst erteilt hat, keineswegs großzügig aus, sondern er setzt sie höchst ökonomisch ein; sein 2018 für Dieter Henrich geschriebenes ›Lob der Philologie‹ umfasst im Erstdruck nicht einmal acht Seiten und entfaltet doch am eigenen Beispiel eine auf die persönliche Erfahrung gestützte Wissenschaftsgeschichte der sechziger Jahre, die durch nicht weniger als 33 gewichtige Fußnoten abgesichert wird. Jede wissenschaftliche Biographie ist einmalig und unwiederholbar, und in jeder ist doch in subjektiver Brechung unendlich viel an objektiver historischer Erfahrung gespeichert – wie gut, wenn es ein mutiges Ich gibt, dass sie uns ungeschützt preisgibt, denn sonst wäre sie für immer verloren.

Es waren Texte wie Hendrik Birus' ›Lob der Philologie‹, die mir den Mut verliehen haben, auch in meinen eigenen Schriften von mir unverstellt als einem Ich zu sprechen. Verstellt und deshalb mit quälender

stilistischer Verkrampftheit habe ich das natürlich schon immer getan, beginnend mit meiner vor 44 Jahren erschienenen Dissertation ›Lucifer. Stationen eines Motivs‹, die ich danach für vier Jahrzehnte kaum je noch einmal zur Hand genommen habe, weil ich ihre Lektüre nicht mehr ertrug. In diesem Buch meldet sich an keiner Stelle explizit das Ich des Philologen zu Wort, und doch hatte ich nach dessen Erscheinen bei jedem Blick in dessen Seiten immer das klare Empfinden, es sei in ihnen von nichts anderem die Rede als von meinem Ich, meinem Ehrgeiz, meinen Versagensängsten, meiner Existenz als Provinz-Dandy. Natürlich sagte ich nicht »ich« – aber kann ein 25-Jähriger, der über den gefallenen Engel schreibt, überhaupt ein anderes Thema haben als sein gottverdammtes Ich? Und bekannte ich dies nicht offen ein in der eitlen Gespreiztheit meines Stils, der auf dem Irrtum eines Epigonen beruhte, die Addition von Adorno und Benjamin müsse unweigerlich Osterkamp ergeben? Ich, ich, ich! schrie es mir aus jeder Seite entgegen, und man wird es deshalb begreiflich finden, dass ich diesem lärmenden Ich später ungern wieder zu begegnen wünschte.

Das hat sich in jüngster Zeit geändert durch ein Ereignis, das mir die Möglichkeit gab, vier Jahrzehnte später einen anderen Blick auf das Buch und damit auf mich selbst zu werfen. Ich habe darüber unter dem Titel ›Der erste Leser oder wie ich mir selbst historisch wurde‹ in der Zeitschrift ›Sinn und Form‹ berichtet und dabei dem in der Dissertation unterdrückten und gerade deshalb allgegenwärtigen Ich endlich offen zur Sprache verholfen. Den Anlass bildeten überraschende Funde im Nachlass von Hans Blumenberg, die ich einer meiner ehemaligen Studentinnen verdankte: Sie entdeckte zunächst in seiner Leseliste, dass Blumenberg meine Dissertation drei Wochen vor meinem Rigorosum gelesen hatte, er also tatsächlich mein erster Leser war, und einige Wochen später fand sie in den Vorarbeiten zu ›Arbeit am Mythos‹ ein neunseitiges Typoskript, das sich ausschließlich auf das erste Kapitel meiner Dissertation stützte und es weiterdachte in Richtung auf seine Überlegungen zur Arbeit am Prometheus-Mythos, dies mit Wendungen wie »Osterkamp hat die Lösung zutreffend beschrieben«. Natürlich sind das Entdeckungen, die jeden gefreut hätten, aber bei mir war es doch noch ein wenig anders: Ich war, wenn auch maßvoll, erschüttert, weil ich den jungen Doktoranden, der ich einst war, plötzlich ganz anders wahrnahm. Denn ich konnte nun zum ersten Mal sehen, dass meine Dissertation doch sehr viel mehr und ganz anderes enthielt als

immer nur Ich, so viel an historischer Substanz immerhin, dass der große Philosoph, dessen Vorlesungen ich damals hörte, ohne je ein Wort mit ihm zu wechseln, damit arbeiten wollte und konnte. Diese Geschichte musste ich erzählen, weil sie meine gesamte wissenschaftliche Existenz betraf und sich mein wissenschaftlicher Werdegang plötzlich ganz anders darstellte, und so war ich unvermutet dazu gezwungen, dem Ich, das ich gewesen war, zur Sprache zu verhelfen. Und dies war ein Akt der Befreiung.

Seitdem will es mir scheinen, als sei alles, was ich geschrieben habe und schreibe, Teil einer großen Autobiographie, und weil dies so ist, habe ich nur noch geringe Scheu, mein Ich, wann immer ich es für gerechtfertigt halte, offen zur Sprache kommen zu lassen, und das geschieht vornehmlich dann, wenn ich spüre, dass es, wie verborgen auch immer, ohnehin im Text anwesend ist. Das ist bei Philologen viel häufiger der Fall, als sie wahrhaben wollen; dabei beginnt doch der Akt der Interpretation so oft mit der unausgesprochenen Frage: Woher weiß der Text das von mir? Natürlich ist das Ziel des hermeneutischen Prozesses immer die Objektivität der historischen Erkenntnis, aber dessen Ausgangspunkt – bis hin zu der Frage, welchem Gegenstand man sich überhaupt zuwendet – liegt doch beim Subjekt des Erkennenden, also bei dem, was mich angeht; ist dieser subjektive Faktor in meinen Texten nicht am Werk, sind sie kaum mehr als eine klingende Schelle und bestenfalls ein tönendes Erz. Deshalb darf der Philologe, ja muss er im Akt der philologischen Erkenntnis manchmal »ich« sagen.

Ich habe das nur mühsam gelernt, obwohl ich doch immer wusste, dass meine innere Autobiographie im Wesentlichen mit meinem Publikationsverzeichnis identisch ist; deshalb stehe ich auch nicht in der Gefahr, sie jemals zu schreiben. Als ich es gelernt hatte, empfand ich dies auch deshalb als einen Akt der Befreiung, weil ich erkannte, dass sich dies mit einer Erweiterung meiner Erkenntnismöglichkeiten verband. Als ich zum Beispiel im vergangenen Dezember den Festvortrag zum 100. Geburtstag von Walter Höllerer in Sulzbach-Rosenberg – wo sonst? – hielt, sprach ich, der ich nie ein Wort mit Höllerer gewechselt habe, taktloserweise sehr viel über mich selbst und über meinen wissenschaftlichen Werdegang, um mich zu lösen von dem Höllerer-Klischee als dem großen Zampano der literarischen Ereigniskultur und des Literaturbetriebs, indem ich Höllerers Fernwirkungen über seine Bücher und Zeitschriften zu erfassen suchte, dies in Form eines längeren

Gedankenspiels über die Frage, ob ich je Germanistikprofessor oder gar Präsident der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung geworden wäre, wenn es ihn nicht gegeben hätte. Ich habe diese Frage mit einer Vielzahl von Gründen verneint und damit die objektive kultur- und wissenschaftsgeschichtliche Bedeutung eines Gelehrten und Literaturvermittlers auf höchst subjektiver Grundlage nachgewiesen. Wenn das eitel ist, nun, dann ist es eben eitel, aber nützlich ist es auch.

Und im Vorwort zu meinem jüngst erschienenen Buch über Goethes Spätwerk fand ich es gut und richtig, mehrfach »ich« zu sagen, um deutlich zu machen, dass ich am Ende einer langen Beschäftigung mit Texten, die ich doch gut zu kennen geglaubt hatte, von ihnen doch immer wieder so grundsätzlich überrascht worden bin, dass das Buch gerade deshalb geschrieben und so geschrieben werden musste, wie es nun vorliegt: als eigener Weg durch das Werk: »Das Buch hat also eine persönliche Dimension: Es hält die Überraschungen fest, die diesem Leser bei der Lektüre Goethe'scher Texte zuteil geworden sind. Er wollte seinen eigenen Weg durch das Werk gehen; auch deshalb lag eine Auseinandersetzung mit aktuellen Tendenzen der Goethe-Forschung nicht in seiner Absicht.« Vor zwei Jahrzehnten hätte ich mich niemals getraut, solche Sätze zu schreiben, auch wenn ich in der Sache selbst gar nicht anders vorgegangen wäre. Aber irgendwann lernt man eben, alles von uns Geschriebene als Kapitel unserer geistigen Autobiographie zu begreifen, die nicht nur nach außen, in den Wissenschaftsprozess hinein, wirken wollen, sondern auch nach innen, als Versuche unserer Selbstdeutung. Manchmal wartet ein Text eben auf diesen einen Leser, und wenn es diesem gelingt, ihn zum Leben zu erwecken, dann darf er auch Ich sagen.
